

machen mag, so sehr hätte man doch um der Leser und d. h. um der Sache willen gewünscht, daß aus dem Kreise seiner Freunde heraus solche handgreiflichen Irrtümer vor der Drucklegung beseitigt worden wären, bzw. hofft man, daß sie in einer etwaigen Neuauflage nicht wiederkehren. Und das gerade um des reichen Segens willen, den die Beherzigung von Foerstes Grundgedanken über „das Mysterium Israels“ zu stiften vermöchte.

Walter Sulzbach: Die zwei Wurzeln und Formen des Judentums. Stuttgart 1959. 55 Seiten.

Daß zum vielfältig Minderheiten unter den verschiedensten Verhältnissen treffenden *Fremden-* beim *Judenhaß* speziell „im christlichen“ (auch säkularisiert christlichen!) „Kulturkreis“ der Juden „einzigartige Stellung im Rahmen der christlichen Heilslehre“ als Pseudolegitimation 1900 Jahre lang hinzutrat (S. 48), ist die durchaus richtige These dieses Büchleins, das in den Appell an die Kirchen ausmündet, „unter ihre eigne Vergangenheit in manchen Dingen einen Schlußstrich ziehen“ zu wollen (S. 51). Daß damit stellenweise schon nachdrücklich begonnen wurde, wird einerseits in Gestalt der Erwähnung allerneuester Entwicklungen i. S. der Karfreitagsfürbitte „pro Judaeis“ anerkannt, andererseits auf derselben Seite (33) durch die Wiedergabe einer mehr als unmaßgeblichen ‚vaticanischen‘ Auskunft an Pétain von 1941 als Zeugnis über „die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche gegenüber den Juden“ wieder in Zweifel gezogen. Statt aber dies zu beklagen, wird man besser das Seine dazu tun, daß sich nichts dergleichen wiederholt, worum wir ja in diesen Rundbriefen seit zwölf Jahren bemüht sind. Es darf besonders auf ‚Der religiöse Aspekt der Judenfeindschaft‘ in Folge X, S. 7 ff. verwiesen werden, wo Sulzbachs These eingehend und unter Vermeidung mancher kleinen Unebenheiten, wie sie dem Außenstehenden leicht unterläuft, von uns vorweggenommen wurde.

Selma Stern: Josel von Rosheim, Befehlshaber der Judentum im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Stuttgart 1959. Deutsche Verlagsanstalt. 272 Seiten.

‚*Jud Süß*‘ war die erste bekannte Gestalt, welcher vor einem Menschenalter ‚ein Beitrag zur deutschen und zur jüdischen Geschichte‘ (Berlin 1929) von Dr. Selma Stern (der Witwe Eugen Täublers) gewidmet wurde. Eine solide Studie, die den gewagten Vorstoß des württembergischen Herzogs Karl Alexander und seines Beraters Joseph Süß Oppenheimer im Sinne des Absolutismus und Merkantilismus gegen die altständische Landesverfassung und das tragische Schicksal dieses ‚ersten emanzipierten Juden‘ Deutschlands nach des Herzogs plötzlichem Tode (1737) schildert, das Fiktive an Feuchtwangers bekanntem Roman dementiert (etwa Oppenheimers schon frühe herumgebotene außereheliche Herkunft von einem hohen Offizier, Grafen Heidersdorf; seine Entzweiung mit Karl Alexander aus dem gleichen Motiv, aus dem C. F. Meyers ‚Heiliger‘ sich mit Heinrich II. überworfen haben soll), das Wesentliche aber bestätigt: Daß Oppenheimer einem auch nach Ansicht eines führenden schwäbischen Juristen (Harpprecht) unzweifelhaften Justizmord zum Opfer fiel, und daß er zuletzt zur Frömmigkeit seiner Väter voll zurückkehrte, die er zwischenzeitlich durch Wort und Wandel grob verleugnet hatte. Nach dieser zwielichtigen Erscheinung hat sich Selma Stern eine unvergleichlich reinere für ihre vom Leo-Baeck-Institut veröffentlichte (B. s. Andenken gewidmete) neue Studie gewählt: den 1478 geborenen, 1554 verstorbenen Sprecher zunächst der elsässischen, dann der gesamten Judentum des Alten Reiches, der als solcher sein Volk in zahllosen Fährnissen vor Kaiser und Reich, wider Apostaten und Fanatiker verteidigt hat und ihm überdies noch zum Erzieher und zum Weisheitslehrer geworden ist. (Durch sein Sefer ha mikneh, ‚Buch des geistigen Ertrags‘, und seine Memoiren.) Indem Leben und Werk dieser bedeutenden Persönlichkeit durch die Geschichte seiner Zeit hindurch verfolgt wird, entsteht vor allem ein zu Herzen gehen-

des Bild der fast unvorstellbaren Bedrängnisse der jüdischen Menschen in Spätmittelalter und früher Neuzeit und des wahrhaft heroischen Kampfes, den ein überragender Mann gegen eine wahre Sturzflut von Verleumdung und Verfolgung, aber auch gegen demoralisierende Rückwirkungen von alledem auf die eignen Volksgenossen zu führen hatte. Wenn daneben auch versucht wird, Josel in die beginnende Neuzeit einzuordnen, so spielt freilich das fast unausrottbare Schema des vermeintlichen ‚Fortschritts‘ gegenüber dem Mittelalter der Verfasserin manchen bösen Streich: So wird z. B. *nur* Schatten bei den ‚Dunkelmännern‘ in deren Streit mit Reuchlin erblickt, obwohl gerade er dabei der ‚Rassenantisemit‘ war, wie L. Poliakov (S. 233 ff.; vgl. FR VIII, 63) nachgewiesen hat. Oder es heißt hier, Josel werde Kaiser Karl V., der ihn schützte, „sicherlich nicht davon abgebracht haben, in der jüdischen Lehre etwas anderes zu sehen als eine Ketzerei“ (S. 89), obwohl Verf. selbst wenig später beiläufig an die Grundtatsache mittelalterlichen Judenrechts erinnert, daß man „als Jude den Gesetzen der Inquisition nicht unterstand und daher weder als Abtrünniger noch als Ketzer... verurteilt werden konnte“ (S. 111). Und Josels erschütterliche Kaisertreue wird ohne den Schatten eines Beweises auf *revolutionäre* Wunschträume (im Vorfeld des Bauernkrieges) „von der Wiederkehr eines Kaisers des Friedens, eines gekrönten Messias“ (S. 170) zurückgeführt, wovon „der verträumte Knabe des ‚Elsaßlandes‘ einst vernommen habe“, statt umgekehrt auf das *konservative* Interesse am altüberlieferten Recht, für das der Jude wie der Kaiser kämpfte. „Wir aber, das jüdische Volk, beteten in heißer Andacht... zum einzigen allmächtigen Gott...“, daß er unsern Kaiser und mit ihm uns „Juden beschütze“, schrieb ja Josel anläßlich des Schmalkaldischen Krieges. „Eine Nation, die einen neuen Glauben errichtete mit aller Art Erleichterungen, um jedes Joch abzuwerfen, beabsichtigte uns anzugreifen... Gott aber sah das Elend seines Volkes... Auf wunderbare Weise siegte er (Kaiser Karl) und errichtete die israelitische Nation von der Macht dieses neuen Glaubens, den der Mönch, Martin Luther genannt, errichtet hatte...“ (S. 176), gegen dessen böse Schrift ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ Josel die Seinen glänzend verteidigte. – Daß dergestalt die Tatsachenangaben der Verfasserin im Buche selbst ihre ‚modernen‘ Vorurteile widerlegen, ist das beste Zeugnis für die Solidität ihrer Materialdarbietung, der wir diese für den kritischen Leser so aufschlußreiche und fesselnde Studie zu verdanken haben.

Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. München 1959. R. Piper & Co., 298 Seiten.

Wer dieser auf weite Strecken beklemmenden und zuletzt doch auch befreienden ‚Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin in der Romantik‘ gerecht werden will, der muß zwei Bedingungen erfüllen: Er muß mit seinem Urteil bis zum Schluß zuwarten, statt es schon auf Grund irgendwelchen (nicht unverständlichen) Verstimmtheits im früheren Verlauf der Lektüre zu fixieren. Und er muß überdies vor Augen haben, daß das ganze Buch vor dem 9. November 1938, zum größten Teil sogar vor Frühjahr 1933, geschrieben ist, also nicht zu verwundern, wenn bloß die Schlußkapitel erste Spuren des erneuerten jüdischen Selbstbewußtseins verraten, das gerade die Verfolgung ausgelöst hat. („Zu bekennenden Juden wurden wir geschlagen...“ FR XI, 117).

Zunächst ist ja dies die Biographie einer ‚romantisch‘ überschwänglichen, immer wieder in ihr menschlich unterlegene Männer maßlos und (nicht zufällig) unglücklich verliebten, ohne jede noch so angemessene Hemmung aufrichtigen und jeder Einordnung in Konventionen auf die Dauer unfähigen Frau, sogar aus ihrem Judentum, das sie als eine unerträgliche „Schmach“ und als ihr ganz persönliches Unglück empfindet (wie Simone Weil). „Der Jude muß aus uns ausgerotet werden; das ist heilig wahr, und sollte das Leben mitgehen“, schreibt sie an ihren eignen Bruder (S. 126), stöhnt unter dem Zwang, gegenüber den Nichtjuden „sich immer

erst legitimieren zu müssen!“ (nämlich als ‚Ausnahme-Jude‘) „darum ist es ja nur so widerwärtig, eine Jüdin zu sein!“ (S. 87; vgl. S. 117).

Am wohlsten fühlt sie sich, wo sie die ununterscheidbare Fremde aus Preußen ist (nicht, wie in Berlin, „die Levi“ mit ihrer bekannten Zudringlichkeit, ihrem „so mächtig entfesselnden, so durchaus desorganisierenden Genie“, S. 88). Also etwa in Paris (S. 71 ff.; dazu S. 203 f.); später zeitweise als Gattin des preußischen Geschäftsträgers in Karlsruhe, Varnhagen („Rahels glücklichste, ungekränkste Zeit“, S. 196), welche dann doch auch von ihrer Jugendfreundin „Caroline von Humboldt in Frankfurt, kurz nach Abschluß des Wiener Kongresses... vor einer großen Gesellschaft einfach mit Sie angeredet wurde – eine recht simple Art, eine jahrzehntalte, peinlich gewordene Freundschaft zu liquidieren“ (S. 195 f.).

Nach solch ein paar Jahren (1815–1819) „Zwischen Paria und Parvenu“ (S. 186, Überschrift des vorletzten Kapitels in diesem Buche) hat sie endlich verstanden: „Aus dem Judentum kommt man nicht heraus“ (S. 201: Titel des letzten, lehrreichsten Kapitels), „hatte begriffen, daß die ‚Pockenmaterie‘, die aus uns ‚raus muß‘, nicht in den Juden allein steckt; daß sie an den Juden nur ausbricht, sie mitergreifend, mitinfizierend; daß alles, was sie selbst ein Leben lang dagegen unternahm, nur ‚Schminke‘ war, die nichts hilft, und wäre sie mit Hausanstreichpinseln aufgeklext; und unbekümmert schreibt sie am Ende ihres Lebens in Briefen an den Bruder wieder ganze Absätze mit hebräischen Buchstaben. Freiheit und Gleichheit werden nicht dadurch hervorgezaubert, daß einer und noch einer sie sich als Privilegien erswindeln“, wie es die große Versuchung zunächst der Hof- und daher dann der ‚Ausnahmejuden‘ war (S. 210). An *Heine* (der in diesem Buch genau so *richtig* gesehen ist – vgl. FR. 17/18, S. 41 f.! – wie *Gentz*, S. 84 ff. *verkehrt* – vgl. die Biographie von Golo Mann!) richtet sich Rahels Vermächtniswort, in welches diese Lebensgeschichte ausmündet: „Keine Wohltätigkeitsliste, kein Vivat, keine Herablassung; keine gemischte Gesellschaft, kein neues Gesangbuch, kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen... Sie werden dies herrlich, elegisch, phantastisch, einschneidend, äußerst scherzhaft, immer gesangvoll, anreizend, oft hinreißend sagen; nächstens sagen. Aber der Text aus meinem alten beleidigten Herzen wird doch dabei der Ihrige bleiben müssen.“ Wie viel man aus dem Buche lernen kann, wer das jüdische Schicksal im allgemeinen und das deutsch-jüdische insbesondere studiert, ist gar nicht zu sagen; besonders hervorzuheben übrigens die völlig treffende These, daß damals gerade diejenigen „Juden bleiben wollen, welche in Kultur- und Reformvereinen trotz des Scheins einer Auflösung in Wahrheit doch nur um Konservierung kämpfen“ (S. 122).

Paul W. Massing: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt 1959. Europäische Verlagsanstalt. 285 Seiten.

Diese Geschichte der Entstehung und der Anfänge jüdenfeindlicher politischer Bewegungen in Deutschland von 1871 bis 1914 schließt fast lückenlos an die den Zeitraum von 1815–1850 betrachtende „Frühgeschichte“ von Eleonore Sterling an (vgl. FR IX, 64) und ist ähnlich verdienstvoll, nicht nur als Darbietung eines sonst überwiegend weit zerstreuten und schwer zugänglichen Materials, sondern mehr noch durch die Analyse. Sie gilt hier vor allem den (ideellen oder auch materiellen) *Interessen* (wie bei E. Sterling den *Mentalitäten*) die zum ‚Antisemitismus‘ führten, als dessen eigentliche *Träger* sich deklassierte Intellektuelle abzeichnen. *Mitläufer* finden sich – überwiegend nur in Perioden ökonomischer Unzufriedenheit – in Mittelstand und Kleinbauern, *Manipulatoren* unter den Konservativen, deren mancher sich freilich schon damals sagt oder sagen lassen muß (von Reichskanzler Caprivi 1893 im Reichstag laut S. 115), daß zuletzt eintreten werde, was dann 1933 für diese

Kreise eingetreten ist: „Die ich rief, die Geister, werd’ ich nun nicht los!“

Wenn nun freilich Bismarck „der erste große Manipulator des Antisemitismus im modernen Deutschland“ genannt wird, so ist das einfach falsch und wird durch die Tatsache, daß er die von ihm gebührend verachtete Bewegung bei der oder jener (seltenen) Gelegenheit einmal als ‚kleineres Übel‘ taktisch in Rechnung stellte (S. 46 f.), wahrlich nicht gerechtfertigt. Zutreffend dagegen erscheinen uns die Sätze: „Ging die konservative Partei mit der Regierung, so wollte sie mit dem antisemitischen ‚Pöbel‘ wenig zu tun haben. Stand sie aber in Opposition, so benutzte sie den Antisemitismus als Druckmittel... bis zu den letzten Tagen der Weimarer Republik...“ (S. 114 f.). Dies wird für die Abfolge der deutlich unterscheidbaren Phasen in jenen anderthalb Menschenaltern deutscher Innenpolitik dargelegt: für den noch halb konservativen ‚christlich-sozialen‘ Kryptoantisemitismus des Hofpredigers Stoecker; für die fast alle Züge des Hitlertums vorwegnehmende offen ‚rassistische‘ Bewegung der tendenziell anti-konservativen, ‚cum grano salis‘ demokratischen ‚Völkischen‘ seit den 80er Jahren („gegen *Junker* und *Juden!*“); seit der Jahrhundertwende dann für den ‚vornehmeren‘ Antisemitismus „auf kaltem Wege“, wie der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband ihn praktizierte und der Alldeutsche Verband ihn propagierte (ab 1903). Die Schlußkapitel schildern die sukzessiven Einstellungen zur ‚Judenfrage‘ im sozialistischen Lager bis hin zu dem außer Anti- auch ‚Philosemiten‘ (als Liberalismus-Beschöniger) attackierenden Franz Mehring.

Gegenüber der 1949 in New York (unter dem Titel: Rehearsal for Destruction. A Study of Political Antisemitism in Imperial Germany) erschienenen Originalausgabe zeigt die von Theodor W. Adorno und W. Dirks im Auftrage des Frankfurter Instituts für Sozialforschung herausgegebene deutsche Übersetzung und Bearbeitung von Felix J. Weil zahlreiche und nicht unwesentliche Unterschiede.

Abgemildert sind den deutschen Leser unnötig verärgemde Zusatzen: Wo von den „money-minded descendants of the Teutonic Knights“ die Rede war (Or. S. 119), heißt es hier einfach „Junker“ (S. 125); mit Recht weggelassen ist Massings Behauptung, Parkes’ – vergleichsweise noch weit plumpere – Bismarck-Denunziation sei „correct, though necessarily simplified“ (Or. S. 224, Anm. 20). Mancher Irrtum allerdings blieb stehn (etwa S. 17 und Anm. 28, Constantin Frantz sei katholisch gewesen); ja, manchen begeht erst der Bearbeiter. Etwa, wo er die Führung der Zentrumspartei „fast ausschließlich in den Händen des katholischen Klerus“ bleiben läßt (S. 230, Anm. 8) während M. vorsichtiger schrieb „the clerical element remained overwhelmingly strong“ (Or. S. 211). Daß eine im Gefolge der Kreuzzeitung 1875 von der Germania gestartete antijüdische Kampagne rasch abgeblasen wurde und Windthorst die Partei (wiewohl mit Mühe) von dergleichen fernhielt, wird korrekt berichtet, allerdings nur taktisch erklärt, weil dem Verfasser offenbar die damalige vatikanische Initiative gegen jüdenfeindliche Tendenzen der österreichischen Christlichsozialen unbekannt blieb, wovon F. Funder berichtet (Vom Gestern ins Heute, Wien 1952, S. 122 ff.). Von derlei abgesehen, ist jedenfalls sehr dankenswert, daß dies lehrreiche Buch nun auch deutsch vorliegt.

Ludwig Ritter von Rudolph: Die Lüge, die nicht stirbt: Der ‚Dolchstoß‘ von 1918. Nürnberg 1958. Glock und Lutz. 145 Seiten.

Wie notwendig dieses Büchlein für jeden ist, der für die zeitgeschichtliche Erziehung der Jugend – als Lehrer oder auch, bei Versagen der Lehrerschaft, elterliche – Verantwortung trägt, das entnimmt man mit Schrecken der Schlußbetrachtung, aus der das Wiederaufleben der ‚Dolchstoß-Lüge‘ nach dem zweiten Weltkrieg nicht nur in den gedruckten Massenaufgaben von ‚Standardwerken‘ wie Joh. Hallers ‚Epochen der deutschen Geschichte‘ hervorgeht (S. 124 f.),